

Neue Schweizer Prosa

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jüngling

„Bricht das Eis und flutet der Strom, so bersten die Dämme.
Ich, ich fühle die Welt! Lachet und schaffet mit mir!“

Junge Frau

Qualen sanken zu Grund. Ihr liegt das Kindlein am Busen.
„Leben, o Leben, du bist's!“ Seliges Lächeln des Siegs!

Der Mann

Hart ist der Kampf. Rings lauert Verrat. Rings geifern die Hunde.
Wortlos bäumt sich der Mann, beißt in die Lippen und lacht.

Abstieg

„Kinder und Weiber und Toren, laßt immer sie jubeln und fluchen!
Ich, der das Leben erkannt, lache des trügenden Scheins.“

Am Ziele

Lang ist der Weg. Da steh ich am Ziel. Ich schaue den Himmel:
Groß und gütig und blau lacht er und lockt uns hinein.

Neue Schweizer Prosa.

William Wolfensberger, „Köpfe und Herzen“ und „Legenden“.

Alfred Fankhauser: „Peter der Tor und seine Liebe“.

William Wolfensberger, der allzu früh dahingegangene Dichter-Pfarrer, welchem Georg Küffer ein so liebenswertes literarisches Denkmal geschaffen hat (vgl. Juliheft der „Schweiz“, 1919), ist nicht nur in seinen prächtig kernhaften „Liedern aus einer kleinen Stadt“ auferstanden, sondern neuerlich wiederum in zwei Prosabüchern, die Jakob Böhmer aus dem Nachlaß gehoben und je mit einer ergreifend schönen Vorrede eingeleitet hat. Wieder stehen wir staunend vor dem unermüdlchen Schaffensdrang Wolfensbergers, der sein vorzeitiges Ende geahnt haben muß, so daß er mit fast übermenschlichem Fleiße seine dichterische Ernte einzubringen bestrebt war. Den „Köpfen und Herzen“, diesen kräftigen Geschichten aus dem Hochtal, sowie den „Legenden“ spürt man denn auch eine gewisse Hast und Unvollendung an. Aber auch in dieser Hast liegt nichts Eitles, Kleinliches, Streberisches; auch sie spricht deutlich genug den verehrungswürdigen Ernst, die gebefreudige Liebe und die gesinnungsvolle Männlichkeit des Dichters aus. Und deshalb sind uns auch diese Bücher, die wie alle andern Bücher Wolfensbergers im Verlag Schulthess & Co., Zürich, erschienen, mehr als nur Nachträge aus dem Nachlaß; sie runden zwar das

Bild von Wolfensbergers dichterischer Persönlichkeit nicht ab, prägen jedoch seine kräftigen Züge noch kräftiger aus und lassen uns überdies einen tiefen Blick tun in die seltsam kleine, verknorrte Welt im Hochtal, wo er seine erste Pfarrei innehatte und wo er sich, unbedankt, in seltener Hingebung aufgeopfert hat.

Non vi si pensa quanto sangue costa. Dies Nachwort stellte er ans Ende seines Buches „Köpfe und Herzen“. „Keiner denkt daran, wieviel Blut es kostet.“ Sie sehen nur auf das Geld und auf den alleräußerlichsten Ruhm, die Bauern der kleinen, weltverlorenen Gemeindlein im Bündnerischen Hochtal, aus welchem Wolfensberger schreibt. Wieviel Blut es kostet, reiner Mensch zu bleiben voll reinen Glaubens und reinen Tuns, — das sehen sie nicht. Dafür ist der Pfarrer ja mit seinem Hungerlöhnlein bezahlt. Und mehr verdient er nicht, meinen sie; denn er hat ja solange studiert, daß er auf der Hochschule sich die Predigten fürs ganze Leben zusammenschreiben konnte und nun nichts weiter zu tun hat, als allsonntäglich eine dieser Predigten vorzutragen ... Aber nicht vom Pfarrer handeln diese Erzählungen eigentlich, sondern von den armen Schuldbäuerlein und den reichen Bauern, die mit ihrem Gelde alles re-

gieren, weil die, die feins haben, ihnen nicht nur geldlich pflichtig sind, sondern auch politisch. Sie müssen in allen Dingen, ob sie wollen oder nicht wollen, den reichen Tyrannen Gefolgschaft leisten und die zu ihren Führern und Gemeindevätern wählen, die ihnen nicht nur Hab und Gut listig abränkeln, sondern auch ihre Seelen verfnstern und zertreten.

In diese mittelalterliche Welt zündet der Dichter mit scharfem Licht. Er hat diese Menschen erfahren, selber schwer genug erlitten und kennt ihre Kniffe, ihre diebische Glätte unter der rauhen, runzligen Hülle. Ihr Geiz, Neid und ihre Hab- und Lasterucht — das sind die Themen, die in diesen Geschichten immer wiederkehren, stets neugeformt, stets fesselnd. Ob es sich, wie in der Kindergeschichte „Veronika“, um einen Kleinbauern handelt, der in seiner geizigen Sparwut sogar der guten Großmutter des Kindes das Bröcklein Brot und Käse mißgönnt, bis er durch das Kind Veronika zur bessern Einsicht kommt; ob es zwei Nachbarn sind, die einer den andern in den Augen der Talschaft an äußerer Wohlhabenheit überbieten wollen, bis die Viehseuche und viel anderes Leid sie endlich zur Verzicht und festen Versöhnung bringt; oder ob es gar zwei Gemeinden sind, Prandö und Pralöng, die an fortschrittlichen Einrichtungen — was in diesem abweltigen Hochtal „fortschrittlich“ heißen mag! — eine die andere zu übertrumpfen suchen („Die Glocken von Pralöng“) — immer stellt uns der Dichter diese verkörzten Menschen so lebhaft und bildkräftig vor, daß wir meinen, sie atmen zu hören. Und nicht verbittert schildert er diese seine Leidenswelt; durch die Kraft seines guten Glaubens hat er sie selbst im Unterliegen besiegt, und oft genug erzählt er mit heimlichem Lachen und jenem gütigen Verstehen, welches das Erdreich des wahren Humors ist. Am künstlerischen Bau dieser Geschichten, auch an der oft noch unbeholfenen Sprache könnte man dies und jenes aussetzen; Wolfensberger ist eben zu allererst Mensch und dann Dichter und zuletzt Künstler. Ihm fehlte die Zeit zum Ausreifenlassen der Künstlerschaft; seine Kraft brauchte er vor allem dazu, Mensch zu bleiben, sein ureigenstes, göttliches Ich zu erkämpfen und es sich rein zu bewahren. Sein höchstes Ziel war: Lieben und Dienen. Das kommt in den Legenden immer wieder zum Ausdruck, wenn auch vielleicht mehr gedanklich als poetisch. Das Tor zum ewigen Leben wird nur dem aufgetan, der das Lösungswort „Dienen“ spricht; und zum ewigen Leben finden ja viele Eingang, „weil Gott der Herr nur von einer Sünde weiß: Ohne Liebe gelebt zu haben“.

Ergreifenden Ausdruck verleiht Wolfensberger diesem Gedanken in der Erzählung „Der Narr“. Christianus Unruh, der Pfarrer von Brazöl, wird ob seiner immer und immer wieder

erneuerten Geduld und Liebe mit den schlimmen Brazölern nur noch „der Narr“ genannt, da er aber bisweilen in unbegreifliche Wahnsinns- wutausbrüche verfällt und in solchen Stunden vor allem Volke Gott lästert und ihm flucht, hat der Uebernahme „Narr“ mit der Zeit eine höhere Bedeutung bekommen. Dieser arme Pfarrer, von den Brazölern endlich einfach fortgeschickt, hat einmal ein prophetisches Traumgesicht und wird vor den stärksten Engel Gottes geführt, welcher die Geschlechter der Menschen richtet. Wie im Wirbelsturm wehen die Seelen heran und werden durch einen kurzen Blick aus den Sonnenaugen des Engels für die Hölle oder den Himmel bestimmt. Da sieht er angsterfüllt auch die ahnungslosen Brazöler herankommen. Neid, Haß, Streit, Geiz, Fehde, Wollust, Grausamkeit werden offenbar. Dennoch aber werden sie erlöst, und der Führer des Pfarrers spricht zu ihm: „Du achtetest es kaum, in all der Sünde drin, Christianus, was sie erlöst hat; mitten in Sünde und Verirrung stand ihrer armen, kleinen Seelen unscheinbare Großtat: sie haben an einen Menschen geglaubt, Christianus! Der Haß gegen dich war der Glaube an dich! Ihr Haß gegen dich hat sie erlöst. Denn wo wäre je Haß gewesen, es sei um eine brennende Liebe zu verstecken? Sie haben geliebt und geglaubt, Christianus! Und viel wird uns vergeben um des einen Glaubens willen, den wir an einen Menschen hatten.“ Von da an ward Christianus Unruh voll Frieden.

Von den neun Legenden — Martha Cuz hat das Büchlein mit schlichten, passenden Kopfleisten geschmückt — haben den wahren, kindlich-einfachen Legendenton ihrer drei getroffen: „Das arme Geigerlein“, „Tobias Kümmerer“ und „Die goldenen Lichter“. In diesen wie in den meisten übrigen Legenden sucht Wolfensberger in holzschnittartig knapper Linienführung wiederum sein Leitmotiv zu gestalten: Lieben und dienen. In seinen dichterischen Werken lebt seine starke, gläubige Menschlichkeit weiter, und dies eindringlich fühlen zu dürfen, erfüllt uns mit Dankbarkeit.

* * *

In ein ebenfalls weltabgelegenes Bergtal führt uns der Berner Dichter Alfred Fankhauser in seinem Tagebuch-Roman „Peter der Tor und seine Liebe“ (Delphin-Verlag, München). Wie in Wolfensbergers „Köpfen und Menschen“ finden wir in diesem Dorfe vor allem Lug und Trug und Klatschsucht und Geiz und alle Kleinlichkeit am Werke; das Milieu ist hier wie dort das gleiche, bei Wolfensberger freilich noch urwüchsiger, abweltiger, knorriger; während Fankhausers Menschen schon eine kleine Stadtahnung zu haben scheinen, fehlt den Seelen Wolfensbergers alle „Kultur“. Das sind

verzweigte Wettertannen, die um ihr Restchen Leben mit elementarem Eigensinn kämpfen. Fankhauser stellt einen städtisch gebildeten, mit unglücklich zwiespältiger Seele behafteten Menschen, den jungen Schulmeister Peter Bucher mitten in diese abwehrende, mißtrauisch lauende Bergdorfwelt; Wolfensberger dagegen läßt seine Bergleute unter sich selber leben und handeln, ohne sie im Spiegel eines modernen, gebildeten Menschen zu zeigen. Das bedingt natürlich einen großen Unterschied zwischen den beiden Büchern. Fankhausers „Peter“ weist denn auch eine ungleich stärkere Kultur des Sprachlichen und Künstlerischen auf. Bei Wolfensberger hat man vielfach das Gefühl, er habe seine Hochalpgeschichten mehr vorläufig aufgeschrieben, als durchgearbeitet; Fankhauser dagegen, der sich auch sprachlich der treffendsten Knappheit bemüht, hat jedes Wort, jeden Satz und jeden Gedanken, jedes Bild und jede scheinbar nebenfächlichste Tagebuchnotiz wohlbedacht und mit klarem künstlerischen Willen und Bewußtsein hingesezt. Und so ist es ihm gelungen, die große Linie seiner inhaltsreichen und inhaltsbunten Erzählung rein zu wahren und als einigenden, kräftig abschließenden Bogen über das Ganze zu wölben. Der Leser bleibt vom ersten bis zum letzten Wort im Banne des Dichters, im Banne der Stimmung, die sich trotz den vielen wechselnden Gefühlen des Peter Bucher doch als eine feste, einheitliche Lebensstimmung zeigt. Und hierin vor allem lebt und webt der Wert dieses prächtigen Buches.

Peter Bucher, der Dorfschulmeister, der uns auch im Fluge durch seine Bergdorfjugend und zu seiner ersten kindlichen Liebe führt, — Peter Bucher ist eine psychologisch ungemein interessante Gestalt. Gescheit, höchst selbständig im Denken, voller Lebens- und Liebessehnsucht und doch auch an allen Zipfeln und im Kern seines grundgütigen, grundehrlichen Wesens gehemmt, findet trotz dem besten Willen den Weg nicht zu einer wahrhaftigen Liebe. Immer stellt sich ihm das Bild seiner geliebten Mutter vor das Mädchen, das ihm bestimmt scheint, das ihn liebt und das er so inbrünstig lieben möchte: Lili Zwahlen. Es liegt tiefe Tragik darin, daß Peter seine Lili über alles verehrt, daß er ihr Alles bedeutet, daß sie ihn dennoch schließlich mit einem Freunde betrügen muß, weil Peter sie zu hoch liebt, und daß Lili bis zum Ende doch so tief in seiner Seele lebt, daß er sich keinem andern Weibe ganz hingeben kann. Lili war die Welt für ihn; zu spät erkennt er es. Nachdem er endlich alle Brücken zu ihr abgebrochen hat, fühlt er, daß er sich selber alle Türen zum Dasein verschloß. „Mein Leben ist ganz in dir verloren. Alle heimliche Sehnsucht, alle Liebe zum Dasein habe ich vor dir ausgebreitet, und dir gegeben. Die Welt in ihrer Größe und Wildheit war nicht

für mich. Dein stilles Wesen war mir die große Welt. Es schien mir unerschöpflich in seinem Reichtum. Nun ist mein Dasein öde geworden. Ich sehne mich nach Liebe und habe keinen Mut mehr, in der Welt nach Liebe zu suchen. Und wenn ich suchen ginge, und wenn ich das Wesen fände, dem ich vertrauen dürfte, gleich wie dir, ich müßte betrogen werden, gleich wie du mich betrogst. Denn ich suchte in dir zu sehr meine Welt, als daß du es ertragen hättest. Du wolltest Weib sein, nicht Göttin. Darum war ich verloren.“

Die Tragik im Leben Peter Buchers ist nur der Ausdruck seiner tragischen Seele, welche gespalten ist in schweres Dunkel und doch auch so viel glühendes Verlangen nach Licht und Liebe und Freiheit. Sie ist ihr eigener Gefangener, und so sehr er auch ringt, um sich vom Banne der eigenen dunklen Schicksalskräfte zu lösen — er muß dennoch immer wieder zurückfallen in die schwermütige Einstellung zum Leben, muß es solange, bis er den vollen Glauben an das Leben, an sich selbst, an die Welt, an die Menschen, an die Arbeit, an die Liebe wiederfindet. In monatelanger Genesungszeit — Peter Bucher wollte sich das Leben nehmen, schoß sich jedoch nur eine langsam und schmerzvoll heilende Wunde durch die linke Brustseite —, in diesem „stillen Winter“, fern von Lili, nichts von ihr hörend, da lernt er das Leben aus tiefstem Urgrunde lieben, lernt er erkennen, daß wahrhaft leben glauben heißt und niemals zweifeln, und er gewinnt nun die Gewißheit, daß er hinfort nicht mehr auf ein Wunder warten wird, das ja doch nie kommt, sondern daß er, und möge er noch so kurz leben, einerlei! — daß er sein, Leben in jeder Stunde leben werde. „Lebe, liebe, arbeite! Das Leben ist in jedem Augenblick erfüllt dem, der lebt, liebt und arbeitet.“ Er schreibt in seiner Krankheit die alten Lieder auf, die man in seinem Bergdorf Gamberg singt. Und er lebt in dieser Arbeit. „Das ist ein großes Wunder, daß ich lebe. Da ich gesund war, schien ich tot. Nun, da ich elend liege, lebe ich und bin voll Freude.“

So ringt sich dieser Schwärmer und Grübler Peter Bucher aus dem Pessimismus, der ihm so verhängnisvoll geworden, zu einer nicht jubelnden, überschwänglichen, dafür aber umso gründlicheren, männlicheren Lebensfreude und gläubigen Bejahung empor, trotzdem er nach seiner Genesung noch des Bittern und Enttäuschenden genug erleiden muß. Aber er steht fest und ruht endlich in sich selber, und seine Entsagung wird ihm zur Liebe, zur Güte. Das ganze Buch ist im Grunde nur ein angst- und zweifelvolles Suchen nach dem eigenen Gesetz. Dabei lernen wir eigenartige, gute, mehr aber noch schlechte Menschen kennen und lernen mit Peter Bucher Weisheit und Verstehen. Er sucht sein Gesetz, und als er es, müdegekämpft, findet,

da kehrt auch die Ruhe und die Ueberlegenheit ein bei ihm. Nun rechnet er ab; nun mag er früher oder später sterben — seinen Leichnam verkauft er im Leben noch an den berühmten Chirurgen und Anatom der Stadt, der ihm einst die Kugel aus der Brust operiert hat ...

Nichts Fragenhaftes, nichts Verzweifeltes oder Verzerrtes liegt in diesem Schluß; das gehört zum Wesen dieses merkwürdigen Peter Bucher, der uns in seiner schonungslosen Ehrlichkeit so lieb wird.

Alfred Fankhauser, der Dichter dieses bedeutenden, fesselnden Buches, hat hier nicht nur ein trotz seiner Fülle geschlossenes Kunstwerk geschaffen, sondern auch einen Reichtum an tiefen Wahrheiten eingestreut, die uns sowohl in Form

von scharfgeprägten Gedanken und Erkenntnissen entgegentreten, als auch in Gestalt von packenden Szenen oder leuchtenden Stimmungen. Alles Geschehen ist eingebettet in die liebevoll und fein geschilderte Landschaft, aus welcher schicksalhaft, symbolisch der blaue Gamberg nah und beherrschend emporsteht. Wie eine sinnvolle, schöne Musik begleitet das ewige Werden und Wechseln und Vergehen in der Natur die Ereignisse des Buches und seine Gedanken; sie werden dadurch verstärkt und oft beseelt. Daher strömt wirkliches Leben aus diesen Tagebüchern, Lebensgefühl und Lebensglaube, den empfänglichen Leser anregend, befruchtend und läuternd.

W. Rz.

Isolina.

Nachdruck verboten.

Aus dem italienischen Leben. Novelle von El-Correi, Basel.

(Schluß).

Man ging zu Tische, und Carolina, unterstützt von einer Magd, trug die reichen, lederen Schüsseln auf. Die Hausfrau führte die Unterhaltung; denn sie hatte einen scharfen Verstand und las die politische Zeitung. Signor Bertacelli streute amüsante Bemerkungen dazwischen, saß aber sehr steif und speiste mit Zurückhaltung. Manchmal richtete er auch das Wort an die Signorina Isolina, die aber weder aufblickte noch antwortete. Der Alte legte seinem Liebling die besten Bissen vor, aß selbst stark, sah aber kummervoller denn je aus unter seiner schwarzen, bis in die Augen gerückten Hutkrempe; denn er behielt auch bei Tisch den alten Hut auf, da er an diesen gewöhnt war durch die Kälte seiner Weinkeller, in denen er täglich arbeitete. Agosto vergaß zu essen, so starrte er den Fremden an; Nino aber sah und hörte nichts: der labte sich an Speise und Trank.

Wie fett waren die Makkaroni mit der Tomatenbrühe, wie kernig das Rindfleisch, wie süß die geschmorten Zwiebeln! Der Fisch, unter grünen Bohnen begraben, war eine Götterspeise, die verschiedenen Salate schwammen in Del, und die am Spieß gebratenen Hühner — Nino konnte sich nicht entsinnen, je solche delikate Hühnerbraten gegessen zu haben. Weh tat ihm die Wahl des Käses; aber von beiden Sorten zu nehmen, dazu war er schon zu satt, da er noch Früchte essen

wollte. Er entschied sich daher für Gorgonzola und ließ den weißen Ziegenkäse fahren. Von den Pfirsichen nahm er eine ganz große, von den Feigen sechs kleinere. Er hatte schon schweren schwarzen und goldgelben Wein getrunken und zuletzt zwei Gläser roten Asti spumante. Sein Kopf ward schwer, und gern griff er zum Kaffee und der langen Virginia, die ihm Carolina mit der Kerze präsentierte. Dem Reiz der Likörflaschen konnte er auch nicht widerstehen, und er labte sich — labte sich an allem gründlich. Gab es daheim bei der Mutter und den Schwestern doch gar schmale Bissen, und so ein Sonntag beim Weinonkel war die stete Sehnsucht seines zweiundzwanzigjährigen Magens und Gaumens.

Zuerst hatte er sich noch eine Weile über Signor Bertacelli geärgert — er setzte aber schnell seine Wut beiseite, solange es so gute Schüsseln und Flaschen gab. Beim Kaffee ließ seine Eile nach, und passend überließ er sich seiner Empörung. Ja, es war wirklich empörend, das arme Mädchen jenem fremden Manne überantworten zu wollen — er verstand den Onkel nicht. Oder war die Mutter hier das treibende Prinzip? Fast schien es so. Sie lächelte noch forciert als sonst, und es war ersichtlich, daß Signor Bertacelli Ehrerbietung für sie empfand. Und nun wurde Nino wütend auf die Tante, diese schlechte Mutter, die ihr hilfloses,